

(Nachdruck verboten.)

89]

Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knoeckel.

(Schluß.)

„Ah!“ Ein wohliges Beben rann durch ihren Leib. Sie altete die Hände im Schoß und schloß die Augen. „Ah!“ Ein paar Sekunden saß sie so. Sie fühlte ihre Schönheit und das starke, stete Strömen ihres Blutes. Dann plötzlich öffnete sie die Augen. Ihr Blick froh sah von einem Winkel der Stube in den andern. Ein leiser Frost durchrieselte sie, eine Gänsehaut überzog ihre Arme.

Ah, wenn man sich ins Bett legen könnte und die Deck über die Ohren ziehen und nix mehr sehen und nix mehr hören! Aber — — —! Sie stand auf, trat vor den Spiegel und begann ihr Haar zu kämmen. Ihre Finger zitterten noch immer. Glatt und kalt froh es ihr den Rücken hinauf. Sie schauderte und dann war ihr, als legte sich etwas um ihren Hals und schnürte ihn zu, ganz fest.

Sie schluckte ein paar mal hintereinander. Im Spiegel sah sie, wie ihr Gesicht erbleichte und sie wandte sich nach rechts und links. Ihre Augen quollen aus den Höhlen hervor.

„Ha!“ Es war unheimlich so allein in der Stube! In der stillen, stillen Stube. Und im ganzen Hause war es so still, totenstill.

Doch da! Sie stand einen Augenblick atemhaltend. Die Züge ihres Gesichtes strafften sich und erschlafften. Es war nichts! Ueber die Dächer der niederen Hinterhäuser kam die weiche Weise einer Ziehharmonika zu ihr herüber, und die Paula versuchte ein Lächeln, während sie mit fliegenden Fingern ihr Haar aufstreckte. Sie betrachtete sich nicht im Spiegel dabei, ihr graute davor.

Sie zog ihr Kleid an, ihre Nacke —. Und dabei immer diese zitternden Finger, dieser Blick, der die Winkel durchsuchte!

Sie setzte den Hut auf, löschte die Lampe aus und dann stürzte sie aus der Stube, aus der Stube, die so still war, so unheimlich still, und rannte die Treppe hinab.

Wie sie auf den Reptunplatz trat, schlug es vom Turm der Stiftskirche sieben Uhr.

„Na, also doch!“ grinst Härter, als sie auf ihn zukam. Er zog flüchtig den Hut, schob seinen Arm in den ihren und zog sie in die schmale Gasse, die sich zwischen hohen Weinbergmauern und ein paar niederen Bauernhöfen den Hügel hinauf windet.

„Also doch zur Vernunft gekommen!“ wiederholte er dabei. Sie antwortete nicht, sie drückte sich nur fester an ihn. Sie fühlte, daß ihre Knie noch immer zitterten und ihre Finger. „Ich hab doch sonst all kein Angst gehabt, dachte sie, oder is es, weil ich mit dem da geh, mit dem . . . dem Hund?! — Wahrscheinlich! Ach Gott, aber es is ja nure noch diesmal! Nur heut geh ich noch mit em! Heut nacht muß er mir schwören, daß er em Christan nix sagt, und dann . . . dann is es vorbei! Dann laß ich en laufen! — Das heut is es lezt Mal! Ganz gewiß! Keiner soll mich dann mehr anrühren! Keiner! — Und wenn der Christan auch nit alle Sonntag kommt! —“

Härter raunte ihr etwas zu, sie verstand ihn nicht. Sie stand still. „Horch!“ Ihre Augen quollen aus den Höhlen hervor, sie glaubte Schritte gehört zu haben und einen keuchenden Atem.

„Was hast Du denn?“ fragte der junge Mann, „meinst am Ende Dein Liebster . . .?“

„Still!“ Das Mädchen drängte sich dichter an ihren Begleiter heran. „Ich hab ja kein Angst! Nure . . . es is eso kalt und eso dunkel is es!“

„Dunkel! Na, ich mein, vor dem Dunkeln . . .“ Härter legte seinen Arm um ihre Hüfte.

Da! Ein Faustschlag! Er hieb des Mannes Arm von des Mädchens Leib.

„Himmel Donnerwetter!“ Härter fuhr herum. Er sah ein paar funkelnde Augen. Hob den Arm, aber da . . .! Ein neuer Faustschlag, ein Faustschlag mitten ins Gesicht! Härter taumelte, seine Zähne schlugen zusammen. Blut!

Stürzte es aus der Nase? Aus dem Munde? Und da, ha! Mit dem Hinterkopf schlug er hart gegen eine Mauer. Sein Hut slog auf die Erde, vor seinen Augen aber war ein Funken- sprühen, blau, rot, gelb! . . .

Hinter den Häusern der Stadt war der Mond hervorgekommen, groß und bleich; in seinem Lichte stand die Paula. Ihr Gesicht war bleich, so bleich wie der Mond, und in ihrem bleichen Gesicht leuchteten die Lippen wie Blut.

Der Christan! Ein Juden ging durch ihren Leib. „Ha!“ Ihre Knie schlotterten. Sie sah des Christians Augen, diese Augen! O Gott! Sie bohrten sich in die ihren.

Schreien! Schreien! Aber da! Ha! Finger umspannten ihre Kehle, heiße, zuckende Finger! Finger, die wie Eisen waren, wie glühendes Eisen!

Luft Luft! Der Schrei war in ihrer Brust; aber der Weg zu den Lippen war ihm versperrt.

Die Finger versperren ihn. Oh, diese Finger, die wie glühendes Eisen waren! — Und dann ein Brausen! Ein wildes Brausen! Ha! War das im Kopf?!

Ein Meer! — Sturm! Blitz! Blut! Blut! Blut! Und plötzlich Stille. — Tiefe, tiefe Stille, Schweigen. — Glück — Glück! —

Doch da! Ein wildes Weh! Die Finger, die Eisfinger an ihrer Kehle lösten sich — Warum? — Warum? —

Und dann nichts weiter! Nacht noch einmal! Tiefe, tiefe Nacht! —

Ueber den Häusern der Stadt stand der Mond. Groß und bleich war er, und sein Licht umfloß die Paula, als sie die Augen aufschlug.

„Wo . . .? Was . . .?“ Sie sah sich um. „Niemand! — Niemand!“ Ein Schluchzen stieg in ihrem Leibe auf. Niemand! — Niemand!

Sie breitete die Arme aus, die Muskeln ihres Leibes strafften sich, die Sehnen ihrer Arme dehnten sich. Aber niemand war da! Niemand! Nur der Mond, der Mond, der groß und blaß über den Häusern stand, aber der war so fern und so kalt! Hu, so kalt!

Kraftlos brach die Paula zusammen, ihre Stirn berührte den Boden. „Ein Mensch?“ — Sie warf den Kopf zurück. Ein wildes Lachen kam über ihre Lippen. „Der Christan und der Härter, hahaha! Wer von den beide hätt mich denn mitnehmen solle? Hahaha! Der Christan am End? Der Christan?!“

Sie lachte noch einmal kurz und grell, dann stand sie auf. Vor ihren Augen war plötzlich das Bild des Waldsees, des stillen, schwarzen Sees, den die ragenden Buchen geheimnisvoll flüsternd umstanden.

Dorthin!

An der Mauer entlang tastete sie sich den Pfad hinauf. Ihre Hüfte zitterten und ihre Finger; aber in ihr war alles totenstill.

Eine kleine Strecke Weges noch durch die Mondnacht, durch die Nebel, über die der Nachtwind ging, leise wie ein Mönch, der auf Sandalen wandelt. Eine kleine Strecke Weges noch durch die Mondnacht, durch den Wald, dessen Stämme reglos ragen und dessen Wipfel der Nachtwind flüsternd bewegt.

Eine kleine Strecke Weges noch, dann kam die Stille, die tiefe, tiefe Stille. Das Schweigen. Das Glück.

Das München war dem Christian nachgegangen von der Hintergasse an, sie hatte dicht bei ihm gestanden am Reptunplatz und hatte gesehen, was er gesehen hatte.

Das infame Weibsbild! — Hinter dem Christian her war sie über den Platz gelaufen und weiter, immer hinterm Christian her.

Sie hatte gesehen, wie er den Härter überwältigt hatte und wie er sich auf die Paula stürzte! Und dann . . .! Die Totenstille plötzlich! Nur des Christians keuchender Atem.

Das München horchte. Was . . .? Würde die Paula denn nicht schreien?! Nein . . .! Nein . . .! Ha! Was denn? Warum diese Stille? Diese Totenstille! Eiskalt froh es dem München den Rücken herauf: Er hat sie an der Kehle!

Er macht sie kaput, Jesses Maria! Da war sie auch schon bei ihm.

Ihre Zähne gruben sich in das Fleisch seiner Hand. Fests! Fests! Ihr ganzer Leib bebte dabei. Fests, fests! Hal Gleich darauf ein Wutschrei des Christian. Seine Hand löste sich von der Paula Kehle. Sie fiel schlaff herab, aus der kleinen Wunde rieselte das Blut über die Finger.

Mit einem tiefen Aufschluchzen sank die Paula hintenüber. Der Christian stand reglos mit gekrümmtem Rücken und geneigtem Kopf. Kurze Atemstöße kamen über seine Lippen. Dicht neben ihm, zuckend, zitternd, stand das Mädchen, Schweiß auf der Stirn.

Und plötzlich hob der Christian das Gesicht. „Was — Was?“ Seine Augen waren starr.

Dann fiel sein Kopf wieder auf die Brust herab, er machte eine Bewegung mit dem Arm, es sah aus, als wolle er die Hand zur Stirn heben, aber er brachte sie kaum bis zur Höhe der Brust.

Ein paar Sekunden stand er wieder, ohne sich zu rühren. Dann schnellte ein Krampf jäh seinen Körper auf, seine Arme reckten sich. Seine Finger zuckten, sie tasteten in die leere Luft, und dann taumelte er. Ein Gurgeln war in seiner Kehle, ein Schluchzen kam über seine Lippen.

Da breitete das Mädchen die Arme aus und fing ihn darin auf. Sie faßte ihn unter den Schultern und zog ihn in einen schmalen Seitenspfad, das Blut stieg ihr in die Wangen dabei. Sie atmete tief und laut, und sie faßte ihn fester. Sie trug ihn fast bis hin zu einer Nasenbank.

Dort setzte sie sich und bettete des Christians Kopf in ihren Schoß. Sie strich ihm das Haar aus der Stirn, und dabei zitterten ihre Finger. Des Burschen Gesicht war bleich, bleich wie das eines Toten im Mondlicht.

Dem Mädchen kamen die Tränen, dicke, heiße Tropfen rollten an ihren Backen hinab und fielen auf des Christians Stirn. Sie merkte es nicht, der Christian aber fühlte es und öffnete die Augen.

Er hob den Kopf und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. „Es Pau—la?“ fragte er, „was . . . is mit dem?“

„Es wird wohl heimgehn!“ meinte das Mädchen. Sie hatte ihr Taschentuch vorgeholt und verband die kleine, blutende Wunde an des Christians Hand.

„Heimgehn?“ — Der Christian wollte sich aufrichten, aber er taumelte. Da stand das Mädchen auf. „Wart,“ sagte sie und drückte ihn ins Gras, „ich guck nach ihr!“ und sie ging.

Der Christian aber preßte den Kopf in die Hände, ein wildes Schluchzen hob seine Brust.

Das Mädchen trat in die Weinberggasse. Auf dem Pfad lag das Mondlicht, es glitt an der einen Mauer hinab, während die andere tiefschwarz aufragte. Weiter nichts, keine Menschenseele.

Aufatmend schaute das Mädchen die Gasse auf und ab. Dort, wo der Pfad nach dem Neptunplatz abbiegt, glaubte sie Schatten zu sehen, die Umrisse einer Männergestalt und noch etwas. Das mußten sie sein! Natürlich!

Gott sei Dank! Das Mädchen drückte die Hand aufs Herz und lief zum Christian zurück.

Als der sie kommen hörte, hob er den Kopf. „Es ist alles gut!“ sagte sie und setzte sich neben ihn.

„Se sind miteinander fort!“

Noch einmal flogen alle Nerven an des Christians Leib. „Also . . .“

„Du hast ene niz getan!“

Da sank des Burschen Kopf an des Mädchens Brust. Das legte die Arme um seinen Leib, ganz fest und dann weinten sie zusammen.

Sie weinten lange.

Höher und höher hob sich der Mond über die Häuser der Stadt. Vom Wald kam der Nachtwind und ging leise hin über die kahlen Reben.

Doch plötzlich löste das Mädchen die Arme, mit denen sie den Christian umspannt hatte. Zitternd tasteten ihre Finger nach seinem Haar.

„Christhan!“

Der Bursche hob das Gesicht zu ihr auf. „Ich denk an es Luis! Christhan . . .! Wollen mer ait —?“

Der Christian schüttelte den Kopf. „Die is tot!“ sagte er. „Christhan!“ Das Mädchen fröstelte.

Ein stärkerer Wind kam vom Wald herüber, es knackte leise da und dort zwischen den kahlen Reben.

„Christhan!“ sagte das Mädchen noch einmal und faltete die Hände.

Durch des jungen Mannes Leib rann es glühend heiß.

Alle seine Nerven zuckten, und seine Lippen zuckten, über die plötzlich heiße, wild sich überstürzende Worte flossen.

„Das Luis is tot, ja!“ sagte er. „Es is gestorben wie die Mutter, und wie es Emma gestorben is und wie auch ich . . . ich . . .! Hal!“ Er reckte die Fäuste in die Mondsacht.

„Gätt ich se doch nur umgebracht, die Paula! Gättst Du mich se doch nur umbringen lasse, Mädchen! . . .“ Seine Augen funkelten unter Tränen. „Gättste mich sie doch umbringen lasse! dann wäre doch hintereinander alles aus und auch mit mir . . .! dann . . . dann —! Aber so! — — Ein, zwei Jahr lang muß ich mich vielleicht noch hinschleppe . . .! Und wenn ich auch die Zähne zusammenbeiß, wie die Luis und mich wehr . . . wehr bis aufs letzte . . .! Was hilst s mer?“ Ein Aufbäumen ging durch des Christians Leib.

„Was hilst mer s?“ Er schlug die Hände vors Gesicht. Eine Sekunde sah er so, während das Mädchen zitternd schwieg. Dann sanken seine Arme herab. „Was hilst s mer!“

Da sah ihn das Mädchen klar und groß an, ein Leuchten war in ihren Augen, das wuchs und wuchs.

„Du sterbe? Sterbe, wie Dein Mutter und es Emma und es Luis! Du!? haha!“ Sie lächelte, sie lachte fast. Ihre weißen Zähne blitzten im Mondschein. „Du?! sterbe?!“ Sie schüttelte den Kopf.

Eine wunderbare Zuberfücht erfüllte sie und strömte von ihr zum Christian hinüber.

Eine Weile verharrte der reglos, dann hob er die Stirn. Sein Nacken reckte sich. Sein Rücken wurde straff. Seine Brust weitete sich. Er tat ein paar tiefe Atemzüge, dann stand er auf und streckte die Arme nach dem Mädchen aus: „Komm!“ Er half ihr vom Boden auf.

Hoch über den Häusern der Stadt stand der Mond. Vom Walde her kam der Nachtwind. Leise ging er über die kahlen Reben.

Die beiden jungen Menschenkinder aber stiegen schweigend hinab zur Stadt. —

(Nachdruck verboten).

Die Rache.

Von E. G. Glück. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Schon auf der Schule waren Lepreux und Dumoissel unversöhnliche Feinde gewesen. Später trennte das Leben sie, und sie hatten einander und ihren gegenseitigen Haß vollständig vergessen, als der Zufall sie eines schönen Morgens wieder zusammenführte.

„Wohnen Sie auch in Papotteville?“ riefen beide gleichzeitig.

„Ja.“

„Ist es indiskret, zu fragen, was Sie treiben?“ erkundigte sich Lepreux.

„Durchaus nicht! Ich bin Protokollführer im Finanzministerium,“ erwiderte Dumoissel.

„Sie arbeiten in Paris und wohnen außerhalb?“

„Ja. Die Luft ist hier besser.“

„Dann haben Sie natürlich ein Eisenbahabonnement?“

„Allerdings.“

Mit einem rätselhaften Lächeln erklärte Lepreux: „Ich bin Stationsvorsteher von Papotteville.“

„Ah!“

Sie blickten einander in die Augen und begriffen, daß die Feindseligkeiten wieder eröffnet waren.

„Na, viel Vergnügen, Herr Stationsvorsteher!“ sagte Dumoissel.

„Ich wünsche gleichfalls viel Amüsement, Herr Abonment!“ erwiderte Lepreux.

Damit drehten sie einander den Rücken.

Am folgenden Morgen hatte Dumoissel kaum Zeit gehabt, in seinem Abteil Platz zu nehmen, als Lepreux an der Coupétür erschien.

„Die Karten und Billets, bitte!“

Unglücklicherweise war Dumoissel an diesem Morgen sehr spät aufgestanden, war Hals über Kopf nach dem Bahnhof gerannt und hatte in der Eile seine Abonnementkarte vergessen.

„Sie müssen zahlen oder aussteigen!“ gebot Lepreux mit triumphierenden Lächeln, als er den Sachverhalt erfahren hatte. Dumoissel zahlte.

Tags darauf abermaliges Erscheinen des Stationsvorstehers an der Coupétür.

„Na, die Geschichte ist ja niedlich!“ brummte Dumoissel. „Ich glaube, ich habe wieder vergessen —“

Und ohne sonderliche Eile begann er das kostbare Papptäschchen in den verschiedenen Taschen seines Jacketts, seiner Weste, seines Weinkleides zu suchen.

„Haben Sie Ihr Abonnement, ja oder nein?“ sarrte Lepreux, der eine undeutliche Empfindung hatte, daß sein Feind sich über ihn lustig machen wollte.

„Ich weiß nicht, Herr Stationsvorsteher! Vor Gott und den hier im Coupé anwesenden Reisenden schwöre ich, ich weiß nicht! Aber um uns beide, Sie und mich, aus dieser grausamen, qualenden Ungeheuerheit zu befreien, suche ich, Herr Stationsvorsteher. — Bitte, überzeugen Sie sich selbst, ich suche — langsam, aber systematisch.“
Bei diesen Worten entledigte Dumoissel sich seiner Stiefel, lehrte das Futter seines Hutes um, öffnete den Deckel seiner Taschenuhr und jammerte: „Ich werde wohl wieder zahlen müssen!“
Schon schickte der Herr Stationsvorsteher sich an, eine Quittung über den zu erlegenden Betrag auszustellen, als Dumoissel einen Freudenschrei ausstieß: „Hurra! Da ist es! Da ist es, das kostbare Kärtchen, der Gegenstand meiner Sorge! — Sehen Sie nur, Herr Stationsvorsteher, wie zerstreut ich bin! Die Karte war da, wo sie immer ist, in der äußeren Tasche meines Jacketts, und ich wollte sie partout im Futter meines Hutes entdecken! — Ja, ja, wie sagt doch der Dichter:

Warum in die Ferne schweifen?
Sieh! das Gute liegt so nah!“

Aber Lepreux hörte nichts mehr. Wütend hatte er kehrt gemacht und war davongestürzt, während die Mitreisenden sich vor Lachen wälzten.

Doch Dumoissel begnügte sich nicht mit dieser Rache. Monate lang zermartete er sich den Kopf nach einem genialen Streich, den er dem Stationsvorsteher von Papotteville spielen könnte.

Eines Nachmittags im Ministerium, als er über einem längeren Finanzexposé schwiigte, stieß er plötzlich einen Freudenschrei aus: „Heureta!“

„Bist Du krank?“ fragten seine Kollegen teilnahmsvoll.

„Nein, aber ich hab's!“

„Was hast Du?“

„Meine Rache an dem Stationsvorsteher von Papotteville.“ Und er setzte seinen Plan auseinander.

„Das wirst Du nicht tun!“

„Das werde ich nicht tun? Noch heute abend, jawohl, noch heute abend tu' ich's!“

Als es von der Kirche von Papotteville Mitternacht schlug, betrat Dumoissel den Bahnhof.

„Wo ist der Stationsvorsteher?“ fragte er einen Beamten.

„Er schläft. Er hat sich heute früher zu Bett gelegt, da er nicht ganz wohl ist.“

„Schnell! Rufen Sie ihn! Soeben ist ein Unglück —“

Ein Unglück! Der Beamte hörte nichts weiter. Hals über Kopf stürzte er zu Lepreux. Fünf Minuten später erschien dieser, die Uniform noch nicht ganz geschlossen, das Gesicht vom Schlaf gerötet. Beim Anblick Dumoissels stutzte er.

„Sie sinds? Was ist denn das für ein Unglück?“

„Das sollen Sie gleich hören, Herr Stationsvorsteher. Ich wollte gern eine Tafel Schokolade aus dem Bahnhofautomaten haben und steckte ein funktionsgeloses Zehncentimesstück in den Spalt des Apparats. Aber vergebens zog und riß ich am Holzgriff, nicht das kleinste Täfelchen Schokolade kam zum Vorschein!“

Lepreux' Augen wurden größer und größer.

Mit unerschütterlicher Ruhe fuhr Dumoissel fort: „Schon wollte ich mich der tiefsten Verzweiflung überlassen, als ich die Aufschrift las: „Sollte der Apparat nicht funktionieren, so benachrichtige man den Stationsvorsteher!“ — So komme ich denn jetzt zu Ihnen, Herr Stationsvorsteher, um Sie zu benachrichtigen, daß dem Automaten ein Unglück zugestoßen ist.“

Kleines feuilleton.

f. Kuba und die Kubaner. Der Aufstand in Kuba lenkt wieder unsere Aufmerksamkeit auf diese liebliche Insel, die von der Natur mit den reichsten Gaben verschwenderisch ausgestattet wurde und der Schauplatz so vieler blutiger Ereignisse gewesen ist. Die Lage Kubas, die feltame Schönheit seiner Landschaft macht es wirklich zu einem irdischen Paradiese. Wandert man z. B. durch das Yumuri-Tal bei Matanzas, so glaubt man sich in eine phantastische Traumidylle versetzt. Eine herauschende Fülle tropischer Glanzes, sonniger Helligkeit und lieblicher Anmut nimmt Auge und Sinn gefangen. Von der Santiago-Bay versichern Kenner aller Wunder, die die weite Erde bietet, daß sie die malerischste Bucht sei, die es überhaupt gäbe. Die Natur scheint hier all ihre Künste aufgeboden zu haben, um eine Szenerie von so hinreichendem Eindruck zu schaffen, daß gegen ihn die Schönheit selbst von Neapel verblasen muß. Das Klima Kubas ist für eine tropische Gegend sehr gemäßig und durchaus erträglich. Quellen reinsten Wassers und prächtige Flüsse fördern überall durch das Land und spenden Kühlung und Frische. Dabei ist freilich das Land durchaus nicht gesund. Aber dafür ist nicht die Natur, sondern der Mensch verantwortlich zu machen, der in Kuba sich die Segnungen des Landes noch nicht zunutze gemacht hat. Allgemein wird über die außerordentliche Unsauberkeit der Bewohner, über ihre Ehen vor kaltem Wasser und die Vernachlässigung aller hygienischen Maßnahmen geklagt. Kuba könnte ein äußerst gesundes Land sein, wenn eine zweckmäßige Ableitung des Wassers und eine entsprechend durchgeführte Verinselung angelegt wäre. Bis jetzt aber sind dazu nur geringe Anstalten getroffen. — Versenkt man sich in die Geschichte Kubas seit seiner Entdeckung durch Kolumbus, so ziehen in dem herrlichen Rahmen

dieser lachenden gesegneten Landschaft düstere und wilde Bilder an dem geistigen Auge vorüber. Da ist auch nicht ein Blatt, das nicht mit Blut geschrieben wäre. Mit Grausamkeit und Blutdurst haben die Spanier in dem vorher von aller Kultur unberührten, den Kindertraum der Menschheit träumenden Eiland gewütel. 40 000 Eingeborene wurden aus ihren Hütten vertrieben und erbarmungslos niedergemetzelt. 44 Jahre nach der Entdeckung gab es nur noch etwa 500 Eingeborene auf der Insel. Durch die Jahrhunderte hin hat die schwere Hand der spanischen Regierung, die Grausamkeit der Inquisition und der starre Geist schwerer Bedrückung auf dem Lande gelastet. Mit hartnäckiger Beharrlichkeit herrschten gemeinsam die beiden Symbole spanischer Politik, das Schwert und das Kreuz. Und diese Verbindung militärischer und kirchlicher Gewalt, die in den Zeiten der Gegenreformation den ungeheuren Einfluß Spaniens ausgemacht hatten, erwies sich in späteren, und vor allem in unseren Zeiten verhängnisvoll und unheilbringend. Unter der Diktatur des General Weyler, den man einen „Cesare Borgia in moderner spanischer Uniform“ genannt hat, kamen dann alle die Aufstände, die bereits durch ein halbes Jahrhundert gegärt hatten, zu einem gewaltigen Ausbruch und auch heute noch, nachdem die Vereinigten Staaten das Protektorat über die Republik Kuba übernommen haben, regt sich der unruhige und wilde Geist dieses lange unterdrückten, aus mannigfachen Rassen gemischten Volkes. — Die Bevölkerung von Kuba setzt sich aus verschiedenen Bestandteilen zusammen. Die spanischen Kubaner, die sich als Nachkommen der alten spanischen Eroberer streng von den Nachkömmlingen von Leuten anderer Nationen unterscheiden, haben noch viel von der stolzen, hidalgohaften Grandezza der alten Spanier, aber sie zeigen zugleich alle Merkmale der Delapenz (Verfall); ihre Unbildung, ihre Energielosigkeit und Verderbtheit konstatieren alle Kenner des Landes. Die jungen Leute kommen gewöhnlich in ein Jesuitengymnasium, aber sie lernen nicht viel und fallen bald der Verführung oder einer erschöpfenden Letzargie anheim. Die Damen lesen nur die schlechtesten französischen Romane. Die alte Blutgier und Grausamkeit, von den Vorfahren ererbt, schlägt noch manchmal furchtbar empor; so berichtet z. B. N. Dabey in seinem Werk über Kuba von furchtbaren Mißhandlungen, die der Regent von Kubanern zu erdulden hatten. Ein junger Mulatte Pedro wurde wegen einer geringfügigen Uebeltat an einen Baum gebunden und langsam zu Tode gequält, mit Zangen gezwid, mit Feuerbränden langsam geröstet, die Wunden wurden mit Salpeter eingerieben. So erlitt er unter dem Gelächter der Umstehenden einen langsamen qualvollen Tod. — Die anderen Bewohner Kubas sind ein viel harmloseres und glücklicheres Volkchen als diese Nachkommen der alten Bedrücker. In ihnen lebt noch etwas von der einfach-natürlichen Glückseligkeit, die einst auf diesem schönen Fleck Erde geblüht, bevor Europas Zivilisation darüber hinbrauste. Sie sind bei ihrer großen Armut schon zufrieden, wenn sie sich eine Haarnadel oder ein halbes Ei kaufen können. Die Mädchen heiraten zwischen zwölf und achtzehn Jahren, und wenn sie älter als achtzehn sind, ohne geheiratet zu haben, dann gelten sie als alte Jungfern. Zehn und zwölf Kinder in einer Familie sind nichts Seltenes. Die Kleinen krabbeln nackt auf den Straßen herum und wachsen in Schmutz und Sonne auf. Großes Vergnügen haben die Eingeborenen an — Begräbnissen. Das sind nämlich Schaustellungen, bei denen die größte Kracht an den Tag gelegt wird, und die Sorge eines jeden Kubaners ist es, einst „eine schöne Leiche“ zu sein. Für arme Leute, die keinen Sarg bezahlen können, wird einer gemietet; ebenso mietet man Begräbnisstätten auf eine Reihe von Jahren. Sehr verbreitet sind unter dem Volke noch die grausamen Hahnenkämpfe, an denen sie in höchster Erregung mit rollenden Augen, leichenblau oder zitternd vor Spannung, mit Brüllen und Jauchzen teilnehmen, dann die sogenannten „Entenjagden“, die ebenfalls auf eine außerordentliche Tierquälerei hinauslaufen. Sein Leben läßt der Kubaner für Musik; es wird unaufhörlich gesungen, und überall in den schattigen Tälern klingen heiße leidenschaftliche Melodien, in denen sich das unruhige Temperament dieses Volkes entlädt. —

e. k. Das „Drieseln“. Unter den mannigfachen Spielereien, mit denen nichtstuerische Gesellschaftskreise zu allen Zeiten ihre Langeweile zu töten versuchen, wird es kaum jemals etwas Geistloseres gegeben haben als das „Drieseln“ — eine Narretei, die wie so manche andere aus Paris kam. Richtiger wohl: aus den Tuilerien oder vom Königschoß. Wann es zuerst aufgenommen ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Aber es war schon lange vor Ausbruch der Revolution Mode. Die vornehmsten Damen vom Hofe Ludwigs XVI. und seiner leichtlebigen Frau Marie Antoniette scheuten sich nicht, die ihnen bekannten Kavaliere um austrangierte goldene und silberne Epulettes, Degenschleifen, Treffen und Troddeln, mit denen nach damaliger Mode alle Kleider überladen waren, zu bitten; um in Gesellschaften die kostbaren Fäden auszupfupfen und diese dann zu — verkaufen. Hinter diesem harmlos erscheinenden Spiel verbargen sich also, wie man sieht, Intrigue Interessen. Nun konnte ein verliebter Narr, wollte er sich die besondere Gewogenheit seiner Angebeteten erwerben, nichts besseres tun, als ihr je nach deren Veranschauung und nach der Größe seiner Börse einige Duzend goldene Troddeln oder allerlei mit Goldfäden überponnenen Schnidschnad zu schenken. Die Dame seines Herzens wieder beeilte sich, diese Geschenke in die nächste Gesellschaft mitzunehmen und sie dort in Fäden aufzulösen. Nach dem Wort „parfiler“ (zupfen) nannte man diese goldlüsternen Zupferinnen „parfileuses“ und das ganze Treiben „parfilage“. Diese Parfileuses

nahmen in ihre Zirkel und sogar in Gesellschaften bei Hofe riesige Beutel mit, die für die Aufnahme zu erwartender oder erbettelter Geschenke bestimmt waren. Am stolzesten war natürlich jene Dame, die ihren Zupfbeutel recht gefüllt mit nach Hause nehmen konnte. Eine raffinierte Parfikleuse konnte jährlich 100 Louisdor (a 20 Frank = 16 Mark) und darüber erzipfen. Damals wurden alle in Paris üblichen garten Neujahresgeschenke in Parfilage gemacht. Ja, es handelte sich selbst bei Wetten zwischen Damen und Herren nicht mehr um soundsoviel Louisdor betragende Geldsätze, sondern um Goldtrödeln zum Zupfen. Die einjt nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Deutschland eifrig gelesene Schriftstellerin Stephanie Gräfin von Genlis (geb. 25. Jan. 1746, gestorben 31. Dezember 1830), die Erzieherin bei Hofe war, gewann einmal in Folge einer Wette von dem Herzog von Coigny 24 goldene Quasten, jede 12 Frank an Wert. Abends verteilte sie die Quasten im Gesellschaftszimmer unter alle anwesenden Damen, ohne für sich auch nur ein Goldsäckchen zu behalten. Sie hatte nämlich die Unsitte der Parfilage. Diesem Haß verdanken wir die vorstehenden Aufzeichnungen in ihrem „antiphilosophischen“ Roman: „Adèle et Théodore, ou lettres sur l'éducation“. (Sie hat über 100 Bände pädagogischer und historischer Romane geschrieben.) Die Autorin zieht in dem genannten Werk, das 1782 in Paris erschien, sehr scharf gegen das Parfiliere zu Felde. So läßt sie in einer selbsterlebten Szene, deren passiver Held der Herzog von Chartres in Rancé war, ihren Romanhelden Ritter von Serbain folgendermaßen erzählen: „Eines Tages waren wir vor dem Spaziergange im Besuchszimmer versammelt, als plötzlich Frau v. R. bemerkt, daß die goldenen Franzen meines Kleides vortrefflich zum Parfiliere sein würden. Im selben Augenblick schneidet sie in einem Anfall von Lustigkeit eine meiner Franzen ab. Sogleich sehe ich mich von zehn Frauen umringt, die mit reizender Anmut und Geschäftigkeit mich ausziehen, mir das Kleid entreißen und alle meine Franzen und Treffen in ihre Arbeitsbeutel stecken.“ Die Kriegserklärung der Schriftstellerin gegen das Treiben machte zwar alle eifrigen Parfikleuses zu ihren Feindinnen, hatte aber Erfolg. Sie berichtet darüber an gleicher Stelle mit einem Selbstbewußtsein, das freilich einer größeren Sache würdig gewesen wäre: „Der Tadel, den ich in „Adèle und Théodore“ über das Parfiliere ausgesprochen hatte, ließ diese schimpfliche Mode für immer verschwinden, und man hat seitdem nie in Gesellschaften gesehen, daß eine einzige Frau von einem Mann Gold zum Auszupfen gefordert hätte. Alle jene ungeheuren Arbeitsbeutel für das Auszupfen verschwanden, und man ersetzte die herabwürdigende Beschäftigung mit Stidereien und Tapezierarbeit, die unsere Mütter und Großmütter schon so angenehm beschäftigt hatten.“ Nach der französischen Revolution, etwa zehn Jahre nach dem Erscheinen jenes Romans, finden wir das Zupfen in England, wohin es durch vornehme hungernde Emigrantinnen verpflanzt wurde. Man nannte es hier „to drizzle“. Im Kreise englischer Hochhorrns scheint sich der Unsinn jahrzehntelang erhalten zu haben. Wenigstens machte die deutsche Schauspielerin Karoline Bauer, als sie 1829 der Bühne Valet sagte und dem Prinzen Leopold von Koburg als Geliebte nach London folgte, dort mit dem „Driefeln“ eine Bekanntschaft, die von ihr peinlich empfunden wurde. Der Prinz selber driefelte wochenlang — anstatt mit der Angebeteten Färtlichkeiten auszutauschen. „Wir saßen — schreibt sie — im Park in schönsten Junitagen Stunden, tödliche Stunden: der 6 Fuß 1 Zoll hohe Prinz mit feierlichem Ernst über sein elegantes Schildpatt-Driefelkästchen gebeugt und bedächtigt aus alten unfauberen Silbertreffen Fäden auf Fäden zupfend.“ Das Resultat dieser Driefelei war eine silberne Suppenkühnel, die der Koburger — er zierte später den belgischen Königinsthrön — seiner jungen Nichte, der Prinzessin Viktoria von Kent, nachmalige Königin von England, an ihrem 11. Geburtstag in Kensington feierlichst überreichte. —

Aus dem Pflanzenleben.

t. Wirkungen der Blattzerstörung bei Nutzpflanzen. Die Zerstörung von Blättern während des sommerlichen Wachstums wird in den einzelnen Fällen von sehr verschiedener Wirkung sein, sich nach der Art und Gründlichkeit der Blattvernichung und auch nach der betroffenen Pflanze richten. Ein Apfelbaum z. B. verhält sich unter der Wirkung von Raupenfraß anders als ein Weinstock unter der von Blattpilzen. Für das Ausmaß des Schadens, wenigstens in einigen bestimmten Fällen einen sicheren Anhalt gegeben zu haben, ist das Verdienst von Dr. Aderhold, über dessen einschlägige Versuche die Zeitschrift für Pflanzenkrankheiten berichtet. Dabei wurde eine künstliche Beschädigung der Blätter durch Versammelung oder durch Bespritzen mit giftigen Lösungen hervorgerufen. Zunächst wurden Pflanzen von Weizen und Gerste in Behandlung genommen, die in Töpfen angezät worden waren. Nachdem sie ihrer Blätter ganz oder teilweise verlustig gegangen waren, wurden die Folgen an der Entwicklung der Ähren beobachtet. In der Zahl der Ähren war eine regelmäßige Verminderung nicht erkennbar, aber ihre Länge zeigte ebenso wie die der Halme eine merkliche Abnahme; daraus ergab sich selbstverständlich auch eine solche des Ertrages. An den völlig entblätterten Pflanzen betrug die Ernte beim Sommerweizen nur 58% vom Hundert, bei der Gerste wenig über 57 v. H. der normalen Menge. War nur die Hälfte der Blattbreiten beseitigt worden, so stellte sich die Ernte auf rund 78 bezw. 80 v. H. der normalen. Daß

bei völliger Entblätterung die Pflanzen nicht überhaupt abstarben oder doch keine Frucht zur Reife brachten, ist wahrscheinlich dem Umstand zuzuschreiben, daß die Halme und Scheiden sich diesem Zustande in bewundernswertem Grade anzupassen und die Aufgaben der verloren gegangenen Blätter ihrerseits in einem gewissen, wenn auch beschränkten Maße zu erfüllen imstande sind. Aderhold machte auch Experimente an Nutzpflanzen, die der Wurzel wegen gezogen werden. Wenn z. B. Rüben bereits einen guten Stand der Entwicklung erreicht hatten, wurden ihre Blätter bis zur Hälfte oder drei Vierteln gestutzt oder mit einer einprozentigen Lösung von Kupfervitriol oder Salzsäure besprengt. Auch hier stellte sich eine erhebliche Beeinträchtigung der Ernte heraus, aber je nach der Behandlung in verschiedenem Grade. Sie war recht bedeutend bei weitgehender Zerstörung der Blätter, etwas geringer bei deren Verkleinerung nur um die Hälfte. Das Bespritzen mit Kupfervitriol hatte keinen beträchtlichen Erfolg, und die Salzsäure endlich schien den Rübenpflanzen überhaupt keinen nennenswerten Schaden zu tun. —

Humoristisches.

— Der kluge Normanne. Auf einem Bauerngut in der Normandie hat ein Pariser Journalist eine Tafel entdeckt, auf welcher zu lesen stand: „Weideplatz für Pferde. Mäßige Preise. Pferde mit kurzem Schwanz: 50 Centimes für den Tag. Pferde mit langem Schwanz: 1 Fr.“ Auf die verwunderte Frage des Parisers, was das zu bedeuten habe, erwiderte der kluge Wesiger des Hofes: „Sie wissen doch, daß Pferde mit kurzem Schwanz, wenn sie von den Fliegen belästigt werden, häufig den Kopf wenden. Sie können daher nur selten ungestört fressen. Pferde mit langem Schwanz aber wehren die Fliegen mit dem Schwanz ab und fressen dabei ruhig weiter. Es ist daher nur recht und billig, daß für sie auf den Weideplätzen mehr gezahlt wird als für die kurzschwänzigen Kasse.“ —

Notizen.

— Die hohe Obrigkeit. Der Charakterkomiker Edmund May sollte in Calbe a. d. Saale in einer Vorstellung auftreten, die das Kurtheater Bad Elmen, das sich im Besitze eines zu Kunstdarbietungen berechtigenden „Kunstgutes“ befindet, veranstaltete. Der Bürgermeister von Calbe verbot die Vorstellung unter folgender Begründung: „... Die Urteile der Presse über den Charakterkomiker Edmund May, die der Theaterzettel enthalt, bezeichnen denselben als eine Kraft auf dem Gebiete des Humors, die es versteht, bei dem Publikum wahre Lachsalven hervorzurufen. Wir sind der Ansicht, daß bei derartigen Leistungen ein höheres Interesse der Kunst oder Wissenschaft nicht obwaltet. ... Vermutlich glaubt der Bürgermeister von Calbe, die höhere Kunst eines Komikers bestände darin, das Publikum zu Tränen zu rühren! —

— Dem Rixdorfer Theater wurde die städtische Subvention auf 5000 Mark erhöht. —

— Graham Bell, der in Amerika lebende englische Erfinder, hat ein Luftschiff konstruiert, das seine Antriebskraft durch drahtlose Kraftübertragung empfängt, und dessen Leitung von der Erde aus möglich ist. Ein Versuch mit dem „Drachenschiff“ wurde von Kapitän Engelmeier ausgeführt, der über 70 Meter hoch in die Lüfte stieg, Kreise beschrieb und ohne jede Schwierigkeiten landete. Die Motore, die von einer elektrischen Station aus ihren Strom durch drahtlose Uebertragung funktionierten tadellos. —

— Die Kartoffelmilbe. Untersuchungen von Appel und Börner an der biologischen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft haben gezeigt, daß die Kartoffelmilbe auch gesunden Kartoffeln schädlich wird, nicht, wie man bisher annahm, nur den bereits durch andere Schmarotzer zerstörten Exemplaren. Es hat sich sogar gezeigt, daß die Milben anderen kleintieren erst geeigneten Nährboden schaffen. —

— Ein neues Verfahren zur Lichtmessung wird von Vaurat Wingen in Poppelsdorf bei Bonn angegeben. Dieses einfache Verfahren, das zwar keine eigentliche Messung, wohl aber eine ziemlich genaue, für die Bedürfnisse der Praxis völlig ausreichende Schätzung der Helligkeit von Zimmern, Schulräumen, Werkstätten usw. gestattet, beruht darauf, die Lichtstärke nach der Färbung bestimmter, lichtempfindlicher Papiere zu beurteilen, welche während eines bestimmten Zeitraumes dem Lichte an der auf ihre Helligkeit zu prüfenden Stelle ausgesetzt werden. —

w. „Hühnerauge.“ Der Name stammt nicht, wie vielfach angenommen, von Augen eines Hühners, sondern von dem altdeutschen Ausdrud „Hürning uge“, „hörneres Auge“, als Bezeichnung für diejenige fatale, durch einen ausdauernden Druck auf eine Hautstelle des Fußes entstehende Verdickung der hornähnlichen Masse der Oberhaut, um die es sich handelt. Im Laufe der Zeiten veränderte das „hörneres Auge“ selbst freilich nicht, jedoch der allmählich nicht mehr verstandene Name, indem das willkürliche und bekannte „Hühnerauge“ an dessen Stelle trat. —